



**Brumlik, Micha** (Hg.) (2017):  
**Luther, Rosenzweig und die Schrift**  
*Ein deutsch-jüdischer Dialog*

Mit einem Geleitwort von Margot Käßmann.  
 CEP Europäische Verlagsanstalt, 295 Seiten,  
 ISBN 978-3-86393-082-0 (auch als e-book  
 erhältlich: ISBN 978-3-86393-544-3)

Im Lutherjahr erschien unter dem Titel »Luther, Rosenzweig und die Schrift« ein von Micha Brumlik herausgegebenes Buch zu Luthers Übersetzungskunst: eine vielstimmige, kritische, auch klärende Essaysammlung über das Verhältnis zwischen dem hebräischen Original der Bibel und Luthers Übertragung, in der sich die Übersetzungsfrage rasch zu einer Auseinandersetzung zwischen Rosenzweigs eigener Auslegung der Schrift, dem Gewicht des deutschen Nationalismus damals und später, überhaupt zwischen Geschichte und Religion, Schuld und Sprache erweitert.

Der jüdische Religionsphilosoph Franz Rosenzweig (1886–1929) veröffentlichte 1926 einen Aufsatz »Luther und die Schrift«, der hier im Jahre 2017 zum Mittel- und Ausgangspunkt für einen »deutsch-jüdischen Dialog« dient. Richtig: nicht christlich-jüdisch, sondern deutsch-jüdisch – so steht es im Titel. Unter »Schrift« versteht er den *Tanach*, die jüdische Bibel, was nicht genau dasselbe ist wie das christliche Alte Testament.

An dem Gespräch beteiligen sich jüdische und nicht-jüdische Gelehrte verschiedener Sparten; unter ihnen nimmt Micha Brumlik als emeritierter Professor für Er-

ziehungswissenschaften, ehemaliger Direktor des Fritz-Bauer-Instituts und jetziger Senior-Professor am Zentrum jüdische Studien Berlin/Brandenburg, einen besonderen Platz ein. In seinem Vorwort skizziert er Rosenzweigs Epoche mit dem Blick des Nach-der-*Shoah*-Geborenen: er sieht Rosenzweigs Essay als »eines der deutlichsten, wenn nicht das deutlichste Zeugnis jener Kultur, die das deutsche Judentum währte, dem Protestantismus zu schulden.«

Es folgt Rosenzweigs Original-Essay; daran anschließend kommentieren Heutige das, was Rosenzweig im Essay sagt; ihre Untersuchungen umfassen den von Brumlik herausgestellten Gegensatz ebenso wie die weiteren Verzweigungen von Rosenzweigs Gedanken.

Rosenzweig hatte (u.a.) gründlich Hegel studiert und war 1914 freiwillig in den Krieg gezogen. Schon 1913 hatte er sich in intensiven Gesprächen mit Freunden, die fast alle zum Christentum – meist Protestantismus – übergetreten waren, entschlossen, selbst Jude zu bleiben. Im Krieg begegnete er dem »Ostjudentum«, bei dem er eine Unmittelbarkeit entdeckte, welche die westlichen Juden verloren hatten. Zusammen mit dem Rabbiner Nehemia Nobel gründete er 1919 das Frankfurter »Freie Jüdische Lehrhaus«. Auch setzte er sich gedanklich und praktisch mit dem Übersetzen auseinander. Daher beginnt sein Essay aus dem Jahr 1926 mit den Sätzen: »Übersetzen heißt zwei Herren dienen. Also kann es niemand.« Eigentlich sei alles Reden schon Übersetzung, meint er, nämlich Übertragung des UrEigens in etwas, das ein anderer verstehen kann. So würden wir – übersetzend – zu einem »Mut der Bescheidenheit« gelangen, der nicht das »erkannte Unmögliche, sondern das aufgegebene Notwendige von sich selbst fordert«. Und das, erkennt er, gehe über Luthers Text weit hinaus. Luther habe bei seiner Arbeit »die Wünschelrute seines Glaubens« besessen, d.h. seine Wortwahl folgte seinem persönlichen Glauben, der noch eine mittelalterliche Färbung hatte. Heute aber, sagt Rosenzweig, ist der Mensch »kein Gläubiger, aber auch kein Ungläubiger. Er glaubt und zweifelt.« Rosenzweig, der mit Buber an einer neuen Verdeut-

schung der Bibel für solche Ungläubig-Gläubigen arbeitete, setzt gegen Luthers »Glaubenszwang« eine andre Glaubenshoffnung.

Danach schreibt Walter Homolka über den »Reformator und seine Rezeption im Judentum«, ein Titel, dem er die zweifelnde Frage »Martin Luther als Symbol geistiger Freiheit?« voranstellt. Tatsächlich war Luther ja vielfach als Vertreter neuer Freiheit gefeiert worden, in protestantischen ebenso wie in jüdischen Kreisen. Andere vertraten das nicht mehr. Dieser Essay behandelt die Stellungnahmen zum deutschen Protestantismus unter den jüdischen Wortführern in Deutschland, vor allem im 19. Jahrhundert.

Micha Brumlik verspricht sodann zwar einen »Dialog zwischen Übersetzern«, zielt aber rasch auf das »Deutsch-Nationale«, das er Franz Rosenzweig nicht nachsehen kann, wenn er ihm einen »nie gekündigten deutschen Nationalismus« vorhält. Für Rosenzweig stelle Luthers Übersetzung »nicht mehr und nicht weniger dar als die entscheidende Synthese von Deutschtum und Judentum«, so dass auch »der jüdische Volksteil ergriffen« werde. »Bei alledem fällt auf, dass Rosenzweig sich an keiner Stelle mit dem Antisemitismus seiner Zeit auseinandersetzt, geschweige denn mit Luthers damals durchaus ... bekanntem, aber ... wenig thematisiertem Antijudaismus«. Im Weiteren aber folgt Brumlik dem Weg, auf dem sich Rosenzweig in seinem Essay von Luther entfernt: Luthers Wort habe sich vom Glauben gelöst und sei »zum nationalen Besitz« geworden. Rosenzweig wolle mit seiner und Bubers Neu-Übersetzung die Schrift von dieser Verkettung befreien.

Irmela von der Lühe, durch und durch Philologin, untersucht Rosenzweigs »Grenzgänge zwischen Philologie und Religion«. Als fürsorgliche Wegweiserin führt sie ihre Leser auf einen kenntnisgesättigten, abwechslungsreichen Rundgang. Sie zitiert Margarete Susman, eine Rezensentin von 1926, mit »das große Dennoch der Verlebendigung des Ewigen, das zu erstarren drohte und das nicht bloß totes Kulturgut werden darf...«, und findet in ihren Worten eine »eher seltene Ehrenerklärung für die Philologie«, die ursprünglich mal »eine Wissenschaft von der Entwicklung, Veränderung und

Erneuerung der Sprachen« war. Irmela von der Lühe gelingt es, Rosenzweigs Wunsch nach Erneuerung der Sprache in philologischen Kategorien nachvollziehbar zu machen.

Auch Klaus Wengst, emeritierter evangelischer Theologie-Professor, schreibt »Warum die Schrift anders gelesen werden sollte, als Luther sie gelesen hat.« Auch er erkennt in Luthers persönlichem Glauben dessen Richtschnur beim Übersetzen, und so finde Luther drei Aspekte im Alten Testament: das spezifisch Jüdische (»belanglos«), die Unterscheidung von »Gesetz« und »Evangelium« und schließlich halte er alles, »was er im Alten und Neuen Testament an Evangelium und Verheißung« finde, für »... ausschließlich von Jesus Christus gesprochen«. Auf diese drei Aspekte geht Wengst in seinem Essay ein und endet mit: »Im wirklichen Gespräch, das diejenigen führen, die nicht im bisher von ihnen Erkannten Recht behalten wollen und nur Bestätigung suchen, sondern den je anderen als Anderen wahrnehmen ... wird sich das Wort der Schrift je und je neu erschließen, ohne jemals ›Besitz‹ zu werden.«

Elisa Klapheck, Rabbinerin, stellt sich vergebens »Luther als *Targum*« vor. *Targum* heiße auf Hebräisch eine mehrdeutige Übersetzung, und dementsprechend hofft sie: »Der heilige Text wird nicht durch eine bestimmte Übersetzung versiegelt, sondern durch den *Targum* für einen Diskurs über verschiedene Verständnismöglichkeiten geöffnet.« Eben daran habe Rosenzweig gearbeitet.

Vergleichbar Gesine Palmer: Ihr Untertitel »... wenn erst einmal die Regel gesichert ist« bezieht sich auf ein Zitat Rosenzweigs, das sich im Original wie folgt fortsetzt: »... die Ausnahme sowohl umstrittener als auch fragwürdiger und darum lehrreicher und interessanter ist als die Regel.« Die Autorin wünscht sich im übrigen, dass auch der Koran auf solche Weise gelesen werden sollte.

Christoph Kasten bespricht ausführlich Siegfried Krakauers Kritik, ja, Verriss der Buber-Rosenzweig'schen Bibelübersetzung. Er vermutet, dass Rosenzweigs Aufsatz »Luther und die Schrift« auch als Erwiderung an

Krakauer gerichtet war. Kasten bietet hier einen gründlichen Einblick in die weltanschaulichen Differenzen der 20er Jahre. Krakauer etwa tritt der »Schrift« jeden »Anspruch auf Wirklichkeitsbegründung« ab.

Christian Wiese, Universität Frankfurt/M., kehrt zum Verhältnis zwischen Juden und Christen zurück auf die »Geschichte des innerchristlichen Widerstreits zwischen der Orientierung des Christentums an seinen jüdischen Ursprüngen und der seit der Frühzeit der Kirche bestehenden Neigung ..., sich davon zu trennen«. Er zitiert Leo Baeck: »Das Judentum sollte nie vergessen, dass aus seiner Mitte das Christentum hervorgegangen ist ...« – »Und die christliche Kirche sollte nie vergessen, dass es für sie keine Bibel ohne die jüdische Bibel geben kann ...«.

Nachdem er im Vorwort Gerschom Scholem zitiert, der 1961 die Buber-Rosenzweig'sche Bibelübersetzung »das Grabmal einer in unsagbarem Grauen erloschenen Beziehung« genannt hatte, schreibt Brumlik: »Ob aus ihr nach dem *Holocaust* mehr als nur Resignation folgt, wollen wir in diesem vorliegenden Band erkunden.«

Barbara Höhfeld

**Baumert, Norbert (2012):**

*Paulus neu gelesen:*

**Christus – Hochform von ›Gesetz‹:  
Übersetzung und Auslegung  
des Römerbriefes**

Echter Verlag, Würzburg, 463 Seiten,  
ISBN 978-3429034047

Norbert Baumert hat mit seinem Römerbrief-Kommentar *Christus – Hochform von ›Gesetz‹* eine fulminante Übersetzung und Auslegung vorgelegt. Baumert betont, dass das Griechische bei Paulus nur von seiner hebräisch-jüdischen Denkweise und Wurzel her zu verstehen sei (5), Paulus also nicht vom Diasporajudentum seiner Zeit abgelöst werden dürfe. Der Kommentar folgt dem Aufriss des Römerbriefes. Am Ende stehen Exkurse zu einzelnen Begriffen wie z.B. *Christos kata sarka – kata pneuma*, zu einzelnen Themen wie Homosexuali-

tät (1, 27) oder Satzkonstruktionen wie 9, 22f; danach folgen eine Arbeitsübersetzung im Ganzen und ein Schlusswort, wie der Römerbrief gelesen werden soll. Paulus reflektiere, erkläre und verteidige sein Evangelium, sodass nach Baumert mit dem in Korinth verfassten Römerbrief (15,25f) eine theologische Konzeption vorläge (11) und somit die römische Gemeinde stellvertretend für die Christusgläubigen stünde. Paulus verstehe seinen Auftrag einerseits an Christus gebunden und in seinen Dienst genommen und andererseits als Auftrag an alle Völker, denen er es schuldig sei, das Evangelium zu erklären (13). Paulus sieht in Christus die Erfüllung der Verheißung an Israel (14), die aber grundsätzlich eine »Botschaft von einem Trauen« darstelle (15). Gott komme uns Menschen in Christus mit Trauen entgegen und wolle so unser eigenen Trauen hervorlocken, was eine Wechselbeziehung zwischen Gott und Menschen evoziere, in der Gott die Initiative ergreife (16): »Gott kommt durch Mose mit ›Gesetz‹ auf die Menschen zu und in Christus mit ›Trauen‹ (wie schon auf Abraham). Beide Prinzipien gehören zusammen, bedingen einander und ergänzen sich.« (16) Christus sei für uns gestorben und auferstanden in eine pneumatische Existenz, zu der er alle Menschen führen wolle, wenn sie sich auf Christus einließen (17). Paulus bezieht sein Evangelium auf Christusgläubige aus Juden und aus den Völkern (18). Das Evangelium als eine Kraft des Trauens gebe keinen Anlass, sich zu schämen, denn Gott komme auf die Menschen zu, sodass Menschen auf Gott trauen können. Aus Gottes Trauen werde des Menschen Trauen angestoßen (21).

Paulus verlagert also sein Evangelium auf eine Beziehungsgeschichte zwischen Gott und Mensch, in der eben der Zorn Gottes sogleich eine göttliche Antwort auf des Menschen Bosheit sei, aber auch gleichzeitig dem Menschen einen Weg der Umkehr eröffne. Im 12. Kap. des Römerbriefes kommt Paulus zu den Maßstäben des neuen Lebens, zu denen sich die gläubigen Menschen entscheiden müssten. Der glaubende Mensch müsse sein Leben vor Gott bringen und Gott eine Antwort auf die Umgestaltung durch den Geist geben. Grundlegende Maßstäbe des neuen Lebens werden in